

## Roadkill

von Stefan Schöner

Ich habe Mittagspause. Endlich. Eine halbe Stunde, in der ich meine Zeitung kurz überfliegen und einen Tee trinken kann. Habe ich früher eigentlich nie viel Wert darauf gelegt, aber mittlerweile werden mir diese dreißig Minuten immer wichtiger. Sie sind mir mittlerweile gewissermaßen heilig. Hängt vielleicht mit dem Alter zusammen.

Daher reagiere ich etwas verärgert, als auf einmal mein Telefon zu klingeln beginnt. Dass die Leute doch immer dann anrufen müssen, wenn man auf gar keinen Fall mit ihnen sprechen will! Ich erwäge einen Augenblick lang, das Klingeln einfach zu ignorieren, werfe dann aber doch einen kurzen Blick auf das Display – es könnte ja schließlich der Geschäftsführer sein mit der Nachricht einer fetten Gehaltserhöhung, nicht wahr?

Es ist aber nicht der Chef.

Von Gehaltserhöhung ist da keine Rede.

Die angezeigte Nummer ist nämlich meine eigene. Meine Privatnummer, natürlich. Der Anrufer ist also meine Frau.

Oh, oh, das verheißt nichts Gutes. Meine Frau stört mich nur selten auf der Arbeit, und wenn, dann ist es etwas Wichtiges. Immer etwas Wichtiges.

Und nur sehr selten etwas Gutes...

Ich schlucke und nehme den Anruf an.

Meine Frau, das höre ich schon mit ihren ersten Worten, ist ziemlich aufgelöst. Am Boden zerstört. Buchstäblich der Panik nahe.

„Um Gottes Willen, was ist denn passiert?“, frage ich beklommen.

„Ich hatte gerade auf der Heimfahrt einen Unfall!“, erwidert meine Frau. Sie klingt, als ob sie jeden Augenblick in Tränen ausbrechen will.

„Einen Unfall? Was für einen Unfall?“, hake ich nach und spüre, wie mein Herz zu klopfen beginnt. Ich sehe vor meinem inneren Auge eine Intensivstation mit piepsenden, lebenserhaltenden Apparaten vor mir.

„Einen Verkehrsunfall!“, sagt meine Frau bedrückt. „Direkt vor der ehemaligen amerikanischen Kaserne.“

Ach herrje. Vor meinen Augen verschwindet die Intensivstation und wird von einem wirren Haufen Blech ersetzt.

„Bist du in Ordnung?“, bohre ich weiter. „Bist du verletzt?“

„Was? Nein, nein!“, erwidert meine Frau zerstreut. „Mir geht’s gut.“

„Und das Auto?“, versuche ich ihr die Würmer aus der Nase zu ziehen. „Schwer beschädigt?“

„Weiß ich nicht!“, ruft meine Frau unvermittelt. „Aber ich habe es überfahren!“

Jetzt bricht sie tatsächlich in Tränen aus.

„Es war diesig, die Straße war nass“, sprudelt es aus ihr heraus, „und es tauchte so unvermittelt von links her auf, dass ich keine Chance mehr hatte, zu bremsen! Und es war doch noch so klein!“

Sie schluchzt leise vor sich hin, und mir ist bereits bei den Worten „es überfahren“ einen Augenblick lang das Herz stehen geblieben. Eine Gänsehaut läuft mir den Rücken hinunter. Der Arbeitsweg meiner Frau führt nämlich über eine vierspurige Ausfallstraße direkt an der erwähnten Kaserne vorbei, und die dient gegenwärtig als Erstaufnahmeeinrichtung für syrische Flüchtlinge. Die Syrer, das haben wir schon öfter gemerkt, verfügen leider einfach über keinerlei Gefühl für den europäischen Straßenverkehr. Sie können einfach nicht einschätzen, wie gefährlich es auf deutschen Straßen zugehen kann. Ampeln bedeuten ihnen häufig überhaupt nichts, und dass auf dieser Stadtautobahn Kinder gemütlich auf der linken Fahrspur spazieren gehen oder sogar spielen, ist mittlerweile auch nicht mehr wirklich unge-

wöhnlich. Früher oder später wird da etwas Schlimmes passieren, das ist allen klar. Aber dass das jetzt ausgerechnet meiner Frau widerfahren muss...

Mein Brustkorb ist wie zugeschnürt.

„Ist es tot?“, bringe ich schließlich entsetzt heraus, und mein Kopfkino zeigt mir ein kleines, dunkelhäutiges Kind in einer großen Blutlache auf dem Asphalt liegen.

„Klar!“, schnieft meine Frau und ringt um Fassung. „Es war so schrecklich. Ich habe es zwar nicht überrollt, aber ich habe den Aufprall gehört, und im Rückspiegel sah ich es dann daliegen. Vermutlich das Genick gebrochen.“

Ich schlage mir die Hand vor den Mund und ringe um Fassung.

„Was sagt die Polizei?“, will ich dann wissen. „Sie haben das Auto sichergestellt, nicht wahr?“

Meine Gedanken rasen, und ich gehe im Geiste durch, was jetzt alles noch zu veranlassen ist. Die Haftpflichtversicherung muss verständigt werden, klar. Und einen Anwalt zu engagieren wäre wohl auch angebracht, angesichts eines Tötungsdelikts. Dem Himmel sei Dank für unseren Rechtsschutz! Und den Eltern müssen wir uns auch stellen. Wie wir das bewerkstelligen sollen, weiß ich auch noch nicht...

„Die Polizei?“, fragt meine Frau. Sie klingt gleichzeitig verwirrt und irritiert. „Die habe ich nicht verständigt. Ich musste weiterfahren, bei dem ganzen Verkehr hinter mir!“

„Du hast“, ich merke dass ich schreie und versuche bewusst, mich unter Kontrolle zu halten, „du hast auch noch Fahrerflucht begangen!? Bist du völlig von Sinnen?“

„Wieso Fahrerflucht? Wieso sollte ich die Polizei rufen?“, erkundigt sich meine Frau verständnislos.

„Wieso? Wieso?“ Ich merke, dass ich jetzt wirklich schreie, aber es ist mir egal. „Du tötest ein Kind und fragst noch, warum du die Polizei verständigen sollst?“

Ich atme einmal tief durch.

„Du hast vermutlich einen Schock. Ich komme gleich nach Hause, und dann gehen wir gemeinsam...“

„Was erzählst du da für einen Quatsch?“, unterbricht mich meine Frau ungehalten. „Von welchem Kind, zum Teufel, sprichst du da?“

„Na, von dem, das du überfahren hast!“

„Aber ich habe doch kein Kind überfahren!“, empört sich meine Frau. „Wieso sollte ich ein Kind überfahren?“

„Du hast doch gesagt, ich zitiere: *Ich habe es überfahren!*“, halte ich dagegen.

„Aber doch kein Kind!“, jetzt ist es meine Frau, die schreit. „Ein Kaninchen! Ich habe ein Kaninchen totgefahren!“

Das Schweigen in der Leitung hält einige bedeutungsschwangere Sekunden an.

„Du hast ein Kaninchen überfahren“, stelle ich dann, nur, um sicher zu gehen, nochmals fest. „Kein Kind. Ein Kaninchen. Und das regt dich so auf?“

„Ja!“, schnieft meine Frau und steht wohl wieder kurz vor den nächsten Tränen. „Ein kleines, graues Kaninchen. Muss noch ganz jung gewesen sein.“

Ich atme auf. Unendlich erleichtert. Deutlich hörbar. Und fange an zu lachen. Es war kein Kind. Ein Kaninchen. Nur ein Kaninchen. Zwar bedauernswert für die kleine Kreatur, aber...

„Hör auf, so blöd zu gackern!“, faucht meine Frau. „Mir ist immer noch ganz schlecht!“

„Gott sei Dank!“, kichere ich schließlich und wische mir den Schweiß von der Stirn, der dort, wie ich jetzt erst merke, die ganze Zeit gestanden hat. „Tu mir einen Gefallen“, ergänze ich schließlich, „und versprich mir, dich auch in Zukunft nur an Nagetiere zu halten!“

ENDE